



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Die Tagebücher des Dichters Zacharias Werner

(Texte)

Werner, Friedrich Ludwig Zacharias

Leipzig, 1939

Zum Geleit

[urn:nbn:de:hbz:466:1-70989](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-70989)

Zum Geleit

Nach dem Zusammenbruche des preußischen Staates und der Flucht des Hofes vor Napoleon nach Königsberg im Oktober 1806 litt es den romantischen Dichter Friedrich Ludwig Zacharias Werner (1768—1823), der gerade vor Jahresfrist von Warschau zur Dienstleistung als Sekretär bei der Kriegs- und Domänenkammer in die preußische Hauptstadt gekommen war, nicht länger in seiner zwiespältigen, zwischen Aktenstaub und Helikon schwankenden Existenz, zumal auch seine dritte Ehe durch eigenes Verschulden, d. i. durch seine düstere Laune und Vernachlässigung der Frau Grete, wie er in seiner erschütternden Selbstanklage an Scheffner (27. 12. 1805) schrieb, just zu Ende des Fünferjahres in Brüche gegangen war¹⁾. Es schien ihm über die eigene Kraft zu gehen, in derselben Luft wie die immer noch heißgeliebte Gattin zu leben mit der beständigen peinlichen Aussicht, ihr in der dortigen Gesellschaft als nunmehrige Lebensgefährtin des Freundes, des Geh. Kriegsrates Gottlob Joh. Christian Kunth, da und dort zu begegnen.

Entbunden von Ehe und Amt, mochte er sich der Hoffnung hingeben, den Hochflügen seiner dichterischen Phantasie als freier Schriftsteller und lediger Mann sich jetzt ungehindert hingeben zu können und mit dem Theater womöglich als festbesoldeter Dichter in engere Fühlung zu kommen. Zur Verwirklichung dieses Strebens bot sich ihm in Berlin, wo ihm der eigenwillige Theaterdirektor Iffland im Wege stand, seit der

¹⁾ Siehe meine Ausgabe der Werner-Briefe, München bei Georg Müller 1914, I. S. 459 ff.

Abwesenheit des Hofes keine Aussicht. Wann sein Dienstverhältnis von der vorgesetzten staatlichen Behörde gelöst wurde, ist nicht bekannt. Aber im Spätherbst 1806 trat er schon in Verhandlungen mit Heinrich Schmidt, dem fürstlich Esterházy'schen Theaterdirektor in Eisenstadt, um sich seiner Protektion zur Erlangung einer Stelle bei den Wiener Hofbühnen zu versichern, deren Leitung nach dem Rücktritt des Freiherrn von Braun mehrere Kavaliere mit Fürst Nikolaus Esterházy zu Neujahr 1807 übernahmen. Seit Anfang Dezember 1806 erhielt Werner nach dreizehnjähriger Dienstzeit kein Gehalt mehr und mit 1. März des folgenden Jahres wurden ihm auch die Tagelder gesperrt. Darauf bewarb er sich um die Jahrespension von 300 Talern (Briefe II, S. 92 ff.), wurde aber wegen der Notlage des Staates „bedingterweise“ abgewiesen. Trotzdem befand er sich keineswegs in finanzieller Bedrängnis. Verfügte er doch über das ihm von der Mutter hinterlassene Vermögen im Betrage von 10 000 Talern, das ihm Kunth musterhaft und uneigennützig verwaltete; dazu kamen ganz beträchtliche Einnahmen aus der Veröffentlichung, den Aufführungen und Vorlesungen seiner bisherigen dramatischen Dichtungen, ja er hatte sogar noch Leihkapital außen stehen.

Werners Wanderjahre begannen Ende April 1807 mit der Reise über Dresden und Prag, wo er sich vierzehn Tage aufhielt und das bis auf die Gegenwart gefeierte Volksfest des Nepomuktages (16. Mai) in vollen Zügen genoß, nach Wien; hier traf er noch im Mai ein und verweilte volle vier Monate bis 27. September. In München, seinem nächsten Reiseziele, erfuhr er, daß ihm die Rückkehr in den preußischen Staatsdienst endgültig verschlossen blieb. Wie die übrigen, ehemals in Süd- und Neuostpreußen, wie die okkupierten polnischen Provinzen hießen, angestellten Beamten, erhielt auch er den Abschied. Auch der Hauptzweck seiner Reise, in Wien oder München eine Dauerstellung beim Theater zu erlangen oder wenigstens eines seiner neuen Dramen aufgeführt zu sehen, erwies sich als fruchtlos, wenn man von dem finanziellen Nebenerfolge, dem Empfange von 225 Gulden für seinen „Attila“ in Wien, absieht. Auf der Weiterreise über Stuttgart, Heidelberg, Frankfurt a. M.

und Gotha, wo ihn der poetisch interessierte und schriftstellernde Herzog August Emil Leopold zu Sachsen-Gotha-Altenburg wiederholt an seine Tafel zog, verhielt er sich seit 1. Dezember dritthalb Wochen in Jena in Goethes Gesellschaft, im „Schatten des Titanen“, dem er am 19. d. M. nach Weimar auf dem Fuße folgte. Während seines dreimonatigen Verweilens zeichnete ihn Goethe als Theaterdirektor durch die sorgfältig vorbereitete dreimalige Erstaufführung der sarmatischen Königin „Wanda“ — Premiere am Geburtstage der Herzogin (30. 1. 1808) — aus, wofür er von ihr durch Goethes Hand sechzig Dukaten in Gold als ansehnliches Honorar empfing. Nach seinem Abschiede von Helios-Goethe und der Weimarer Gesellschaft am 28. März 1808 begab er sich über Leipzig auf den Landsitz des mit ihm befreundeten Kammerrates Kunike zu Lindenberg bei Storkow in der Mittelmark, wo er über die Osterzeit blieb; ungefähr nach Jahresfrist kehrte er gegen Ende April nach Berlin zurück, um sein Mobiliar zu verkaufen und die Wohnung in der Behrenstraße Nr. 60 aufzugeben. Über die Eindrücke und Erlebnisse des Dichters auf dieser Reise nach Österreich und Bayern unterrichten uns die gleichzeitigen und nachträglichen Briefe¹⁾. Nach kaum 14tägigem Aufenthalte verließ er Berlin für immer.

Das polnische Glückwunschgedicht „Do Małgony“ („An Margaretha“) an Kunths Gattin zur Geburt ihres ersten Kindes Adelheid (20. Mai 1808) mit gleichzeitiger Übersetzung für ihren „edlen Mann, für den ich keine Geheimnisse habe“, dürfte zugleich sein Abschiedsgruß an das Ehepaar gewesen sein. Den bereits seit 11. Mai zurückgelegten Teil dieser zweiten großen Wanderfahrt mit den Hauptstationen Dessau, Leipzig, Göttingen, Kassel, Frankfurt, Köln, Heidelberg, und den zukünftigen Reiseplan über Karlsruhe und Stuttgart in die Schweiz entnimmt man dem Heidelberger Briefe vom 12. Juli 1808 an Goethe, ihm durch seinen Sohn August übermittelt, der in der Neckarstadt seit April d. J. Jura studierte. In diesem Briefe ermunterte er „Helios-Apollon“, dessen „hochehrwürdige Frau Mutter“ er in Frankfurt besucht hatte, zu einer Rhein-

1) Siehe a. a. O. 2. Bd. die Nummern 137 bis 151.

fahrt bis Köln, damit er sich „durch die Wunder der altgothischen Baukunst“ überzeuge, „daß auch das Christenthum für die Ewigkeit baut“.

Mit dieser zweiten Reise beginnen Werners *Tagebücher*; sie enthalten zum größten Teile Reiseberichte von bald größerer, bald geringerer Ausführlichkeit. Es sind Erinnerungsblätter, die er während seiner Wanderfahrten in den Jahren 1808 bis 1810 in fast alltäglicher Niederschrift sammelte, um die flüchtigen Eindrücke während der rasch wechselnden Ortsveränderungen und mit besonderer Absicht die Personen, mit denen er in Fühlung getreten, im Gedächtnis festzuhalten. „Die wilde Gier, mich pilgernd zu betäuben“, trieb den beruf- und heimatlosen, unsteten Dichter von Ort zu Ort, von Stadt zu Stadt. Und selbst dort, wo man ihn freundlich willkommen hieß und als Gast eine Zeitlang gerne sah, riß er sich in seiner Unrast schon nach wenigen Wochen oder Monden wieder los oder er verscherzte sich die Gewogenheit seiner Gönner und Freunde, so daß er wieder zum Wanderstabe greifen mußte. Zu den drei Reisejournalen kommt als viertes Stück das eigentliche und echte Tagebuch des römischen Aufenthaltes.

Die literarische Gattung des Tagebuches, wie es sich seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts in Deutschland entwickelte, setzt mit jenen Selbstbeobachtungen ein, die der Pietismus und das Zeitalter der Empfindsamkeit zur Pflicht machten. Damals wurde es zur Mode, Tagebücher anzulegen, „fromme Krankenjournale“ zu führen, worin man seine Gemütszustände täglich zu Papier brachte. Gellerts Tagebuch von 1761 erschien im folgenden Jahre, Albrecht von Hallers biographisch wichtiges Tagebuch mit Eintragungen über sich selbst und über Schriftsteller zehn Jahre nach seinem Tode (1787). Johann Kaspar Lavaters „Geheimes Tagebuch von einem Beobachter seiner selbst“ (1771/73) erregte Aufsehen, weil er es bei seinen Lebzeiten veröffentlichte. Mit welchem allseitigem Interesse aber ein universeller Geist wie Johann Gottfried Herder die Welt in sich und um sich betrachtete, um zur Erkenntnis der eigenen Persönlichkeit zu gelangen, zeigt dessen klassisches Reisetagebuch von 1769, eine Sammlung von Einfällen, Selbstgesprächen und

-beobachtungen im Rahmen der auf der Seefahrt geschauten nordischen Landschaftsbilder und schon mit den deutlichen Konturen seines universalgeschichtlichen Planes, den er in den späteren Schriften „Älteste Urkunde“ und „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“ ausbaute; es trat erst durch die Veröffentlichung seines Sohnes Emil Gottfried in „Herders Lebensbild“ (Erlangen 1846) ans Licht.

Eine Weiterbildung des Tagebuchs bot der Göttinger Physikprofessor und Satiriker Georg Christoph Lichtenberg, der seine Erlebnisse, geistreichen Einfälle und scharfsinnigen Beobachtungen nach dem Muster der Franzosen Pascal und La Rochefoucauld in aphoristischer Form aufzeichnete.

Eine dritte Form des Tagebuchs begründete Goethe, der sich durch gewissenhafte Niederschrift des Erlebten und Geleisteten über sein tägliches Tun Rechenschaft geben wollte. Über den erziehlchen Wert solcher genauen Mitteilung des Tatsächlichen äußerte er sich im hohen Alter zum Kanzler Müller am 23. August 1827 mit den Worten: „Eine tägliche Übersicht des Geleisteten und Erlebten macht erst, daß man seines Tuns gewahr und froh werde, sie führt zur Gewissenhaftigkeit. Was ist die Tugend anderes als das wahrhaft Passende in jedem Zustande? Fehler und Irrtümer treten bei solcher täglichen Buchführung von selbst hervor, die Beleuchtung des Vergangenen wuchert über die Zukunft. Wir lernen den Moment würdigen, wenn wir ihn alsobald zu einem historischen machen.“

Von den geschäftsmäßigen Anmerkungen, womit er ganz zu Beginn seiner Tagebuch-Schriftstellerei seit 1775 und dann wieder in den letzten Jahrzehnten seines Lebens den Schreibkalender füllte, heben sich jene der ernsten Selbstprüfung über die Ausnützung der Zeit und der Gewissenserforschung über eigene Fortschritte und Fehler gewidmeten Tagebücher der Jahre 1776/80 besonders vorteilhaft ab. Er ermüdete auch nicht, seinen Verwandten und Bekannten, Freunden und Untergebenen die Führung eines Tagebuches dringend zu empfehlen.

Wie Goethe auf seiner einsamen Höhe, so haben sich nach seinem Beispiele selbständige und nicht weniger sich vereinsamt fühlende Denker, Dichter und Grübler dem eigenen Tage-

buche wie einem vertrauten Freunde eröffnet und darin ihr innerstes Wesen enthüllt, wie Graf Platen, der sich in den Lebensregeln von 1817, strenge Aufrichtigkeit gegen sich selbst vorausgesetzt, das Vergnügen und den Nutzen vergegenwärtigt, den die Führung eines Tagebuches dem Schreiber selber bereitet. Der vergrämte Grillparzer nahm zum Tagebuch Zuflucht, als er sich unverstanden und zurückgesetzt fühlte, um darin satirische Betrachtungen und fein pointierte politische und unpolitische Aphorismen und Epigramme zu verewigen. Hebbel erging sich in Tagebüchern mit tiefdurchdachten psychologischen Beobachtungen des Weltgeschehens und gründlichen Analysen zeitgenössischer Dichtungswerke, Otto Ludwig füllte ganze Bände mit breit ausgesponnenen kritischen und ästhetischen Untersuchungen.

Zu diesen Hauptformen des Tagebuches als einer literarischen Gattung gesellt sich die künstlerische Bearbeitung von knappen Notizen zu ausführlichen Reiseberichten, wie in Johann George Forsters „Ansichten vom Niederrhein“ (1791 ff.) und in Goethes reizvoller „Italienischen Reise“, die poetischen Tagebücher eines Ludwig Tieck (1800), Ernst Schulze (1813/17), Friedrich Rückert (1850/66) u. a. m., endlich die frei erfundenen Tagebücher, die seit Goethes „Wahlverwandtschaften“ lange Zeit fast zum eisernen Bestand eines größeren deutschen Romans gehörten und sich bis auf die Gegenwart forterbten.

Werners Tagebücher stehen der dritten Entwicklungsstufe, der von Goethe mit Vorliebe gepflegten Mitteilung von tatsächlichen Vorkommnissen, der Niederschrift des Vollbrachten und Erlebten sehr nahe, aber nicht durchwegs; es finden sich auch hin und wieder Elemente der ersten Form: Aufzeichnung des beobachteten Seelen- und Gemütszustandes. Von der aphoristischen Prägung eigener Gedanken in Lichtenbergs Art entfernen sie sich am weitesten. Werner wollte nicht das bedeutende Einzelerlebnis, sei es ein äußerlicher Vorfall, ein politisches Ereignis, eine wichtige Begegnung, eine wertvolle Bekanntschaft, ein merkwürdiges Gespräch, sei es ein innerlicher Vorgang, ein rein persönliches Empfinden, ein zündender Lichtstrahl, ein genialer Einfall, eine seelische Erfahrung, eine wissen-

schaftliche oder künstlerische Erkenntnis schriftlich fixieren, um dieses Erleben durch Isolierung von den mannigfachen übrigen Eindrücken des Alltags vor dem Versinken im Meere der Vergessenheit zu schützen; er wollte auch nicht diesen oder jenen einzelnen Tag, wo ihm Merkwürdiges zugestoßen oder sich etwas Auffälliges ereignet hat, bevorzugen und aus der Flucht der Gezeiten herausheben, worauf eigentlich Sinn und Zweck eines Tagebuches abzielen; sondern er gab fortlaufende Berichte von allen Tagen seiner Wanderungen sowie von allem und jedem, dem Wichtigen sowohl als auch dem Nebensächlichen und Unbedeutenden, von sich und von anderen.

Alle Elemente, die nach Richard M. Meyer ¹⁾ am Aufbau des echten Tagebuches mehr oder weniger teilhaben, lassen sich auch in Werners Tagebüchern nachweisen: das Wirtschaftsbuch der Hausfrau, das Journal des wissenschaftlichen Beobachters und das Stammbuch. Wie in seinen Briefen das Rechnerische, Überblicke über Soll und Haben sehr häufig begegnen, so gibt er sich auch in den Tagebüchern wiederholt Rechenschaft über Einnahmen und Ausgaben, Reisekosten und Verluste; man findet zahlreiche Eintragungen über verschiedene Gebrauchsgegenstände. An solchen Bemerkungen erkennt man, daß seine Tagebücher zugleich die Aufgabe von Taschenbuch-Notizen übernehmen mußten, dem Gedächtnisse des Schreibers über die wirtschaftliche Lage und Geldgebarung zur Stütze zu dienen. Wissenschaftliche Beobachtungen werden teils durch ausführliche Gemäldebeschreibungen ersetzt, wie sie die Romantiker in gebundener und ungebundener Form liebten und massenhaft produzierten, teils durch literarische Bemerkungen, die sich an eigene oder fremde Dichtungen von Zeitgenossen und Vorgängern knüpfen. Das Stammbuch, das der Aufnahme von Merksätzen, Lebensmaximen und beziehungsreichen Gedichten dient und eine Art Revue geistiger Physiognomien darstellt, erkennt man an jenen Stellen der Tagebücher, wo er eigene Gedichte kurz erwähnt oder inhaltlich skizziert — denn die Identität des Tagebuchschreibers mit dem Dichter darf man nicht

¹⁾ Siehe „zur Entwicklungsgeschichte des Tagebuches“ in „Cosmopolis“, Jahrg. 1898, S. 856 f.

aus dem Auge verlieren —, ferner in den knappen, holzschnittartigen Charakteristiken verschiedener Freunde und Weggenossen.

Wahrscheinlich hat sich Werner erst durch das Beispiel und die Aufforderung Goethes zur Tagebuchführung entschlossen; auch die Annahme Heinrich Düntzers ist nicht von der Hand zu weisen, daß er bereits während seines ersten Aufenthaltes in Sachsen-Thüringen (Jena und Weimar) ein Tagebuch angelegt habe, das später verloren ging¹⁾. Das erste, uns erhaltene Tagebuch, das erst mit dem Datum des 25. Juni 1808 (Abfahrt von Koblenz) beginnt, läßt die Aufzeichnungen vom 11. Mai bis 24. Juni vermissen, ist also jedenfalls nur ein Bruchstück. Auch das römische Tagebuch, wie es heute vorliegt, ist ein Torso. Zweifellos hat er daran bis zum Vortage seiner Abreise von Rom am 22. Juli 1813 gearbeitet. Wenig wahrscheinlich erscheint die Fortsetzung der Tagebuchführung nach seiner Rückkehr nach Deutschland, wo ihm die sofort aufgenommenen Studien der Theologie im Priesterseminar zu Aschaffenburg kaum die nötige Zeit zu dieser Beschäftigung ließen. Derselbe Grund mag auch für die Folgezeit gelten, wo er sich in Wien während der Kongreßzeit die ersten Lorbeeren als origineller und bald berühmter Kanzelredner erwarb, obwohl gerade dieses bewegte Jahr voll rauschender Feste und zahlloser interessanter Begegnungen mit hervorragenden Männern der Kirche, der Politik und der Feder einen Schriftsteller zur Aufzeichnung seiner Erlebnisse hätte reizen müssen. Die tiefere Ursache der Unterlassung solcher rein weltlichen Schriftstellerei war aber sicherlich die grundsätzlich und radikal geänderte Geistesrichtung des Konvertiten und seeleneifrigen Priesters.

Der mahnenden Vorstellung Goethes mochte Werner im Jahre 1808 um so bereitwilliger gefolgt sein, als er schon bis dahin gewohnt war, in ausgedehnten brieflichen Mitteilungen an Freunde und Freundinnen von sich und seinem abwechslungsreichen Leben, von seinem Tun und Lassen bis ins kleinste Detail Bericht zu erstatten.

1) „Zwei Bekehrte“, Leipzig 1873, S. 120.

Der aus dem Erstdrucke im 14. und 15. Bande der Ausgewählten Schriften (Grimma 1840/41) bekannte Stoff seiner Tagebücher enthält die Fragmente von drei Reiseberichten. Der erste vom 25. Juni bis 3. November 1808 kann nach seinem hauptsächlichlichen Inhalt als *Schweizerisches Reisejournal* bezeichnet werden mit dem Abstecher nach Oberitalien (Mailand, Pavia, Genua) zwischen dem 24. August und 16. September. Auf der Hinreise durchquerte er die Schweiz bis zum St. Gotthard und benutzte er den Simplonpaß zum Eintritt nach Italien. An die Rückreise über den Splügen nach seinem Standquartier in Zürich schloß sich der erste Besuch bei Frau Germaine von Staël in Coppet am Genfersee an, wo er dritthalb Wochen vom 14. September bis 3. November weilte; hier geht der Bericht ins eigentliche Tagebuch über.

Das zweite, *rheinische Reisejournal* zeigt den Wanderer zwischen dem 4. Juni und 12. Juli 1809, nach dem zweiten Aufenthalte in Weimar, auf seiner zweiten Rheinreise. Der diesmal länger währende Besuch Kölns, des rheinischen Roms, galt vor allem der Besichtigung der altkölnischen und niederrheinischen Kunst, den herrlichen Gemäldesammlungen der Brüder Sulpiz und Melchior Boisserée und ihres Freundes Joh. Baptist Bertram, unter sachverständiger Führung. Die übrige Zeit war dem genießerischen Studium der an Klöstern und Burgen reichen rheinischen Landschaft und einiger Städte südlich von Köln gewidmet.

Das *italienische Journal* berichtet von seiner Reise ab Genf über den Mont Cenis nach Turin, Piacenza, Parma, Bologna und Florenz zwischen dem 2. und 27. November 1809. Während er im Herbst (November) des Vorjahres von Coppet aus die Weltstadt an der Seine besuchte, gehorchte er diesmal, nach zweimonatigem Verweilen im Schlosse der „heiligen Aspasia“, dem freundlichen Winke der Gastgeberin, den sie durch eine großmütige Geldspende kräftig unterstützte, und lenkte seinen Wanderschnitt der Ewigen Stadt zu, um sich zu prüfen und dann so zu handeln, wie er es nach seinem Gewissen für richtig fand. Die weltkundige und erfahrene Menschenkennerin Madame Staël, zugleich Werners fast mütterlich teilnahms-

volle Freundin, die selbst vom Schicksal schwer heimgesucht wurde, gab sich in Anbetracht der heillosen Seelenverfassung des unbehausten, sich kläglich vereinsamt fühlenden Dichters keiner Täuschung hin, daß er der starken Stütze des katholischen Glaubens dringend bedürfe. Zwei Jahre nach seiner Konversion äußerte sie sich zu seiner Weimarer Freundin Sophie von Schardt, die einige Jahre später, zu Ostern (6. April) 1817 seinem Beispiele folgte: „Werners Einbildung machte ihm die katholische Religion notwendig; er bedurfte der Stützen von allen Seiten. Er hat so viel gelitten, daß er den Tod und das Leben auf gleiche Weise fürchtet. Ich kenne diesen Zustand sehr wohl. Herr Sismondi ist ein zu gut gebildeter Kopf, um ihn verstehen zu können“¹⁾.

An diese drei Reiseberichte schließt sich als umfangreichstes Stück das römische Tagebuch, das aus den zwei größeren, in sich geschlossenen Bruchstücken vom 9. Dezember 1809 bis 31. Jänner 1810 und wiederum vom 1. November bis 22. Dezember 1810 besteht. Es wird durch einige Fragmente ergänzt: im Erstdruck durch die Mitteilungen von je zwei April- und Junitagen 1810, vom Ausflug nach Neapel (3. bis 7. Mai 1810), vom Aufenthalt im Kapuzinerkloster in Albano im Juli und von drei Oktobertagen 1811 sowie durch die nachträgliche Veröffentlichung von Tagebuch-Blättern über geistliche Übungen vom 9. April, 24. Oktober, 18., 19. und 24. November, 25. Dezember 1811 und 24. Jänner 1812²⁾.

Der erste größere Teil dieses römischen Tagebuches zeigt den Weltfahrer noch als alten Bruder Liederlich, der sich in den Strudel rauschender Feste stürzt und sich in den abwechslungsreichen Zerstreungen der fremden südlichen Welt behaglich fühlt; freilich wollte er dadurch vorerst die Stimme des mah-

1) Heinrich Düntzer a. a. O. S. 176 f.

2) Hofrat Dr. Heinrich Güttenberger fand diese fliegenden Blätter im „Romantikerhause“ weiland des Wiener Hof- und Gerichtsadvokaten Dr. Kaspar Wagner in Maria Enzersdorf Nr. 57 (bei Mödling, N.-Österr.), heute Liechtensteinstraße Nr. 18, im Besitze der Erben nach dem ehemaligen österreichischen Justizminister Freiherr von Hasslinger-Hassingen und veröffentlichte sie im Jahrbuche der Österr. Leo-Gesellschaft, Innsbruck und Wien 1925, S. 77-88.

nenden Gewissens zum Schweigen bringen. Die Verse des Abschiedsliedes von Rom (Ausgew. Schriften II, S. 83 ff.):

„Gehetzt, der alten Sünde treu
Von Reu' zur Gier, von Gier zur Reu',
Selbst auf den heil'gen Bergen
Hab' ich gesündigt freventlich;
Entwürdigt hab' ich Rom und mich,
Das will ich nicht verbergen“

geben diesen Selbstschilderungen in den ersten römischen Monaten die Signatur ¹⁾).

Aber er schlägt darin auch ergreifende Töne der Reue an, zugleich mit dem Bekenntnis der eigenen sittlichen Ohnmacht und Hilflosigkeit, erschütternde Aufschreie bitterster Selbsterkenntnis, wie sie nur aus einem ganz wunden, zerrissenen Herzen dringen können. So verrät dieses Stück der Selbstschilderung, daß er in Rom an einer entscheidenden Wegkehre des Lebens angelangt war, wo entweder die ungezügelter Leidenschaft den völligen seelischen Zusammenbruch, die hoffnungslose Selbstaufgabe und Verzweiflung herbeiführen oder die energische Selbstbesinnung und Umkehr des bisherigen Wandels die seelische Befreiung von unwürdigen Banden bewirken mußte. Der zweite Teil des Tagebuches offenbart, daß ihn wirklich ein Strahl der barmherzigen Gnade getroffen, daß er seinem besseren Selbst wiedergegeben und zu einem neuen Leben in Demut und Reinheit des Herzens erweckt wurde. Es muß als ein unersetzlicher Verlust beklagt werden, daß gerade das wichtige Mittelstück der Bekenntnisse fehlt, das über seinen Gesinnungswandel in den Monaten Februar bis Mitte April 1810 Aufschluß geben könnte. Die große Lücke auch in den brieflichen Mitteilungen ²⁾ wird bloß durch zwei Briefe — der eine an

1) Werner litt schwer bis in die Vierzigerjahre seines Lebens an dem unglücklichen Doppelerbe des mütterlichen Blutes und einer verfehlten Jugendziehung, wie man dem Essay von Dr. Kurt Forstreuter „Zacharias Werner und seine Mutter (ein Beitrag nach den Vormundschaftsakten)“ entnehmen kann; siehe „Mitteilungen des Vereins für die Geschichte von Ost- und Westpreußen“, Königsberg, 3. Jahrg. Nr. 1 vom 1. Juli 1928, S. 12 ff.

2) A. a. O. zwischen den Nummern 174 (an Goethe aus Coppet vom 20. Okt. 1809) und 175 (an Karoline von Humboldt aus Rom vom 31. Jan. 1811).

Sophie von Schardt vom 17. April 1810 und der andere an seine Gönnerin in Coppet (zu Ostern) 1810 — notdürftig überbrückt¹⁾).

Aus den kurzen Niederschriften vom 1. und 2. April 1810 läßt sich ersehen, daß Werner bis zu dieser Zeit, d. i. gut vierzehn Tage vor seinem Übertritte am Gründonnerstag, den 19. d. M., in den Geist und Ernst des Glaubenslebens noch wenig eingedrungen war, vielmehr an den Äußerlichkeiten religiöser Übungen zu haften schien. Darum schrieb er am 17. d. M. vorsichtig: „Ich habe mehr Hofnung zur Wiederlangung meines seit 20 Jahren verlohrenen Friedens. Das Bild meiner Frau ist aus meiner Seele verschwunden. Das Bild meiner verklärten Mutter ist darin aufgegangen; der Wollust habe ich entsagt auf immer“; ähnlich im zweiten Brief unmittelbar nach der Konversion.

Dagegen läßt das zweite Stück des römischen Tagebuches den religiösen Eifer des Konvertiten nicht verkennen; auch sieht man daraus, wie er in wieder erlangter Agilität nach neuen Lebenszielen ausschaut, sei es die Gründung einer geistlichen Genossenschaft aus der ihm eignenden suggestiven Anziehungskraft auf andere Menschen, der sich sogar Goethe nicht ganz entziehen konnte²⁾ — übrigens ein Lieblingsplan des Königsbergers noch aus der Zeit seiner Zugehörigkeit zur Freimaurerloge —, sei es der Eintritt in die in Rom zur damaligen Zeit bloß im geheimen wirkende Gesellschaft Jesu, ein Wunsch, der ihm nicht erfüllt werden konnte, sei es die Wahl des Priesterstandes. Während die beiden ersten Absichten nur dunkel und andeutungsweise ausgesprochen werden, geht der dritte Lebensplan aus der beständigen Erwähnung des Theologie-Studiums und aus der ununterbrochenen Beschäftigung mit dogmatischen Fragen und katholisch-theologischen Schriften mit genügender

1) Siehe den Nachtrag zu meiner Brief-Ausgabe: „Unbekannte Briefe von Zacharias Werner“ im „Hochland“, München 27. Jahrg. (1929/30), 4.—6. Heft.

2) Siehe das Feuilleton von Oskar Walzel: „Zach. Werner zum 150. Geburtstag, 18. November 1918“ in der Deutschen Allgemeinen Zeitung Nr. 582 vom 15. November 1918.

Klarheit hervor. Auch an seelischen und gemüthlichen Reflexionen fehlt es diesem Teile nicht. Sie gipfeln in der wahren Erkenntnis seiner Irrwege in früherer Zeit und in dem lebhaften Wunsche, sich der göttlichen Barmherzigkeit würdig zu erweisen; der Todestag seiner Mutter (24. Februar 1804) galt ihm seit jeher als geheiligtes Monatsdatum. Sein rasch berühmt gewordenes und literarisch lange Zeit nachwirkendes Schicksalsdrama trägt diesen Titel. Am 24. jedes Monats hielt er geistliche Retraite: Ich verwende diesen Tag „nach abgelegter Beichte und genossener Communion ganz für geistige Zurückgezogenheit, und Reue Thränen und Bussgebeten, um den Geist meiner ewig und nächst Gott, über alles andre geliebten Mutter zu versöhnen“ (an Frau von Schardt, 30. 8. 1811). Am Schlusse der geistlichen Übungen in Albano (Juli 1811) erhebt er sich zur Anklage seiner „skandalösen Schreibereien“ und er weiht sein künftiges Leben ihrer Sühne.

Schon seinen früheren Reiseberichten konnte man entnehmen, daß er noch als Protestant öfter einer Messe beiwohnte, eine Predigt hörte und an katholischen Kirchenfesten teilnahm. Über sein religiöses Leben in Rom ist zu sagen, daß eine gewisse, an kultischen Zeremonien haften bleibende Frömmigkeit, wofür Bigotterie der richtige Ausdruck ist, allen seinen frommen Gepflogenheiten innewohnte und daß er als Konvertit mit einer Art von Selbstgefälligkeit sich an kirchlichen Feiern nicht häufig und lang genug beteiligen zu können glaubte. Aus der Zeit nach seiner Bekehrung liest man von tagsüber öfter wiederholten Kirchenbesuchen. Am Jahrestage seiner Ankunft in der Ewigen Stadt wohnte er nicht weniger als fünf hl. Messen bei. Mit diesem auffallenden Gebaren, wobei er durch Vervielfältigung die Wirkung der einzelnen religiösen Übung zu steigern hoffte, und nicht minder durch seine Schwärmerei für Wundergeschichten fiel er öfters seinen römischen Freunden lästig. Besonders Christian Schlosser, der jüngere Bruder des mit Goethe befreundeten Rates Johann Friedrich Heinrich Schlosser, gleichfalls Konvertit (März 1812 in Rom), scheint ihm diesbezüglich ernste Vorstellungen gemacht zu haben. Andersgesinnte mochten erst recht an Werners Exzentrik An-

II*

stoß nehmen, wie der deutsche Bildhauer Christian Daniel Rauch, der Schöpfer von Werners Büste (1810); als er im Sommer 1813 wiederum nach Rom kam, beklagte er sich, daß nun Zacharias in seiner ehemaligen Tischgesellschaft das große Wort führe, sich selbst und Brot und Suppe und Tischgerät fromm bekreuze und nichts als Wundergeschichten erzähle. Daß an solchen und ähnlichen Beschwerden, die auch seinem römischen Seelenführer, Professor Pietro Ostini, zu Ohren kamen, wenigstens teilweise etwas Wahres haftete, bezeugt Werners Brief aus Aschaffenburg (24. 6. 1814) an den mit ihm von Rom her befreundeten Maler Johann Friedrich Overbeck, der am 13. April 1813 in der Kirche San Ignazio das katholische Glaubensbekenntnis in Ostinis Hände abgelegt hat, worin er sich verteidigt und sein „Verhältnis zum Nächsten“ ausführlich schildert ¹⁾.

Nicht weniger verstieß im römischen Bekanntenkreise sein aufdringliches Streben, Proselyten zu machen und auch andere zum Glaubenswechsel zu bewegen. Diesbezüglich hatte er einmal mit dem Frankfurter Bankherrn und Geheimrat Johann Jakob (von) Willemer einen harten Zusammenstoß. Wiewohl er sich gerne in Extremen bewegte, wie früher im Leichtsinne und jetzt im Guten, ist er unzweifelhaft aus innerster religiöser Überzeugung nach gründlicher Gewissensforschung zur katholischen Kirche übergetreten und ein begeisterter defensor fidei catholicae in Predigten, Schriften und Gedichten geworden.

Zeugnis für seine mehrjährige seelische Vorbereitung auf diesen Schritt, zu dem es früher oder später mit innerer logischer Konsequenz und nicht nur aus psychologischen Voraussetzungen und ästhetischen Gefühlsreizen, wie Paul Hankamer annimmt ²⁾, kommen mußte, gibt der Brief an Frau von Schardt aus Leipzig vom 27. Mai 1808 — demnach fast zwei Jahre vor dem Religionswechsel —, worin er ihr im Abschnitte: „Jetzt von göttlichen Dingen!“ die Anschaffung und Lektüre der „Nachfolge Christi“ von Thomas a Kempis wärmstens ans Herz

1) Siehe „Unbekannte Briefe“, Märzheft 1930, S. 552 f.

2) Zacharias Werner. Ein Beitrag zur Darstellung des Problems der Persönlichkeit in der Romantik, bei Frdr. Cohen, Bonn 1920.

legt. Er nennt hier dieses Büchlein „an Lauterkeit, Heiligkeit und Reinheit von aller unheiligen Schwärmerey eines der ersten Bücher nach der Bibel . . . es wird Dich unteranderm auch vor Schwärmerey bewahren, vor der ich Dich nicht genug warnen kann“¹⁾).

1) Siehe „Hochland“, Januarheft 1930, S. 341 f. — Hankamers Ansicht, daß Werner, „nicht überzeugt durch intellektuelle Gründe“, übergetreten sei, ist als abwegig und nicht stichhältig zu bezeichnen. Er fährt fort: „Er kannte wohl kaum mehr als oberflächlich die katholische Dogmatik. Sie würde ihm auch kaum Schwierigkeiten gemacht haben . . .“ „Nicht zur Zufallsform des italienischen Katholizismus konvertierte der Romantiker. Durch den Flor, den Geschichte und Gewohnheit im katholischen Ritus um den mystischen Inhalt legte, leuchtete ihm das echte Gold des religiösen Erlebnisses. Er sah das Meßopfer und die Sakramente mit den Augen Thomas von Kempens, durch das Medium der religiösen Hyperästhesie dieses Mystikers“ . . . Werner sei „in dem Glutmeer erotischer Religiosität in Novalis ‘Hymne’“ untergetaucht und habe sich „an den hysterischen Visionen sexuell überhitzten Fühlens berauscht. Von dieser Seite sah er den Katholizismus bei seiner Konversion“ (a. a. O. S. 243 ff.). — Diese Darstellung darf nicht unwidersprochen bleiben und schon Professor Alois Stockmann S. J. hat darüber sein Befremden geäußert („Stimmen der Zeit“ 1921, 100. Bd. S. 375). Wenn sich Werner an die handfeste, kernige katholische Glaubenslehre des Thomas a Kempis hielt, so war er sicher auf dem besten Wege, die Wahrheit und Schönheit der katholischen Kirche innerlichst zu erfassen. Ferner ist nicht daran zu zweifeln, daß der erfahrene geistliche Berater so vieler Konvertiten, Abbate Pietro Ostini — damals noch lange nicht „Kardinal“ (siehe Hankamer S. 254), sondern Professor der Kirchengeschichte am Collegium Romanum (siehe Margaret Howitt: Friedrich Overbeck, herausg. von Franz Binder, Freiburg i. Br. 1886, 1. Bd. S. 267 und S. 275) —, besonders die vom Protestantismus kommenden Glaubensjünger zum mindesten in den dogmatischen Unterscheidungslehren zwischen den beiden christlichen Konfessionen genau unterrichtet hat. Schließlich gab es jemals oder gibt es überhaupt eine „Zufallsform des italienischen Katholizismus“? Im ganzen achten Kapitel „Die Konversion als Lösungsversuch“ (im Buche Hankamers) wird mit keinem Worte darauf hingewiesen, daß Buße und Bekehrung, vor allem aber die Lebenswendung Werners zur katholischen Kirche und damit zum katholischen Glauben auf dem langen Wege von der Aufklärungsphilosophie über Atheismus und Freimaurerei, Urchristentum und Luthertum ohne den Beistand und die Wirkung der göttlichen Gnade schlechterdings undenkbar ist. Niemand hat dieses Gnadengeschenk der göttlichen Vorsehung in seinem ganzen späteren Leben freudiger und dankbarer aner-

Nach seiner auch äußerlich besiegelten Umkehr glätteten sich allmählich die brandenden Wogen seines aufgeregten Seelenzustandes. In sein Inneres zog Gottesfriede ein und gleichzeitig vollzogen sich gewisse Veränderungen in seinem äußeren Wesen, worauf schon in der Einleitung zu den „Werner-Briefen“ von 1914 (S. 48 f.) hingewiesen werden konnte. Das ehrliche und beharrliche Streben nach religiöser Verinnerlichung kann ihm, trotz mancher Rückfälle in äußerliches, faxenhaftes Benehmen, in der ersten römischen Zeit, soweit das Tagebuch Auskunft gibt, nicht abgesprochen werden. Auch für die folgenden römischen Jahre fehlt es nicht an Selbstzeugnissen und Bestätigung seines religiösen Wachstums und Fortschrittes von anderer Seite. Das verrät jener Brief an den viel jüngeren Overbeck vom 24. Juni 1814 in der Sprache einer rührenden und kindlichen Offenheit, die sonst nur zwischen Beichtkind und Beichtvater üblich ist; ferner der Brief an Sophie von Schardt vom 20. März 1812, worin er ihr Standwerke der Apologie der katholischen Wahrheit, wie Kempis, Sailers Schriften, Werke von Bossuet und Claude François Houtteville, zum Studium angelegentlich empfiehlt und die für die Konversion maßgebenden Glaubenslehren in zehn Punkten zusammenfaßt, woraus sich indirekt auf die Vortrefflichkeit des geistlichen Unterrichts, den er selber genossen, schließen läßt. Immer aber betont er, daß „allein die Gnade die Vernunft zum reinen Willen entflammen kann“¹⁾. Schließlich kann man auf das unverdächtige Zeugnis des wahrheitsliebenden Christian Schlosser für das ernste Streben Werners nach Vollkommenheit anführen. Er gibt zu, daß Wernern „noch viel an jener stillen, geräuschlosen, innigen, verborgenen, auch im Leide heiteren Liebe zu Gott fehle“, daß er aber seit seiner Rückkehr nach Deutschland vorwärts geschritten sei: „Er sucht das Innere, er bändigt sein Äußeres, und der Herr wird ihm sein Heil nicht versagen.“ An den richtigen Platz gestellt und unter kluger Leitung werde

kannt als der romantische Dichter, der die Worte des Marianischen Lobgesanges Magnificat: „der Großes an mir gethan hat“ im römischen Briefe vom 17. April 1810 jubelnd auf sich bezog.

1) „Hochland“ Februarheft 1930, S. 458 f.

dieser mit so ungewöhnlichen Gaben ausgestattete Genius viel Gutes wirken (brieflich an Overbeck am 30. Juni 1814)¹⁾. —

Einen breiten Raum beanspruchen in Werners Reiseberichten und Tagebüchern die Gemäldebeschreibungen. Besonders ausführlich spricht er von den Werken der Kölner Sammlungen. Wiederholt besichtigte er die Heiligengestalten auf den Altären und die gemalten Chorfenster des Domes sowie das berühmte Kölner Dombild von Stephan Lochener, das sich damals noch im Rathaus befand und erst im Dezember 1809 im Dom aufgestellt wurde. Wenn er auch, wie Eduard Firmenich Richartz nachweist, in seinen Grundgedanken, Vergleichen und Werturteilen von Friedrich Schlegels „Europa“-Aufsatz (1803, 2. Bd. 2. Stück S. 136 ff.) abhängig ist²⁾, so entbehren seine begeisterten, ja stellenweise überschwenglichen Schilderungen nicht des Interesses und enthalten gerade im charakteristischen Detail manche treffende Bemerkung. Der sinnlich-mystische Fadenschlag in manchen Gemäldecharakteristiken verrät die Natur des Beschauers. Wir wandern mit ihm im Geiste durch die bedeutenderen Kunstgalerien der italienischen Städte, soweit sie ihm damals zugänglich waren. Am wenigsten mag befriedigen, was er über die Kunstschatze in Florenz schreibt. Während er den Dom S. Maria da fiore nur flüchtig betrachtete, erregte die Franziskanerkirche Santa Croce seine besondere Aufmerksamkeit. Schon hier merkt man seine Vorliebe für allegorische Darstellungen, die im römischen Tagebuch verstärkt zutage tritt. Die prunkvolle Marienkirche Annunziata im überladenen Barockschmuck beeindruckte ihn ebenso stark wie Cellinis Perseus-Statue; der Goethe-Verehrer erwähnt sie wiederholt. Er mochte fühlen, daß er dieser nächst Rom ersten Kunststadt der Apenninen-Halbinsel einen längeren Besuch schulde. Dieser Pflicht kam er drei Jahre später nach, indem er sich hier vom April bis in die zweite Hälfte November 1812 aufhielt³⁾.

Auch in Rom, namentlich in den ersten Monaten, steht die

1) Margaret Howitt a. a. O. 1. Bd. S. 289 f.

2) Siehe „Die Brüder Boisserée“, Jena 1916, 1. Bd. S. 83.

3) Siehe die Gedichte in den Ausgew. Schriften 2. Bd. S. 63—76.

Kunstaberachtung im Vordergrund seines Interesses. Kein Tag verging ihm ohne künstlerischen Genuß beim Studium bald der antiken Denkmale, bald der Kunstwerke in den Kirchen, in den Sammlungen des Vatikans und der Gemäldegalerien, bald der namhaften Leistungen der damals in Rom schaffenden einheimischen und fremden, besonders der deutschen Künstler, Maler, Zeichner, Radierer und Bildhauer. Mit vielen pflegte er freundschaftlichen Verkehr, insbesondere mit der Kolonie der „Lukasbrüder“ im Kloster San Isidoro, die der religiösen Malerei wieder zum Siege verhelfen wollten. Mit Unrecht wurden diese katholischen oder katholisch gewordenen Künstler als „Nazarener“ verspottet. Karoline von Humboldt rühmte noch 1817 ihre Schöpfungen. „Sie gehören mit zu den besten“, schrieb sie ihrer Freundin Friederike Brun ¹⁾.

In den Schilderungen aus den Anfangsmonaten gewahrt man kaum eine Bevorzugung der neueren italienischen Kunst vor der Antike — auch die Stätten des Forums, wo die Franzosen damals Ausgrabungen vornehmen ließen, besichtigte er eifrig —, später gewann die religiöse Kunst Raffaels und die der Präraffaeliten die Oberhand. Wie er von seinen oftmaligen Besuchen von St. Peter immer wieder unauslöschliche Eindrücke mit sich nahm, so verbrachte er viele Stunden in Schauern andächtiger Betrachtung in der sixtinischen Kapelle. Das herrliche Fresco *La Disputa del Sacramento*, die Stanzen Raffaels, ja das ganze Leben des unsterblichen Urbinaten boten ihm unerschöpfliche Stoffe zu ausgedehnten epischen Dichtungen ²⁾, die ihn während seines ganzen römischen Aufenthaltes in Atem hielten. Wie Raffael unter den Malern, so war damals Dante unter den italienischen Dichtern *a l'ordre du jour*; auch Werner teilte und genoß diese Doppelbegeisterung, wie zahlreiche Stellen des Tagebuches bezeugen. Dantes *Divina comedia* wechselte mit der Heiligen Schrift in seiner Lektüre. Unter den übrigen römischen Kirchen bevorzugte er die des Jesuiten-

1) Siehe Gabriele von Bülow, Berlin 1893, S. 147.

2) Siehe A. Schr. II. S. 148—162 und III. S. 3—53 und S. 135—182, ferner mein Buch über „Die Kanzone in der deutschen Dichtung“, Berlin 1910, S. 108 ff.

ordens Il Gesù und San Ignazio. Ausführliche Beschreibungen sprechen beredt von seinen religiösen und künstlerischen Wallfahrten dorthin. Unter den Marienkirchen liebte er besonders Ara Coeli; die dort in einer Kapelle befindlichen berühmten Fresken des Pinturicchio aus dem Leben des heiligen Bernardin von Siena werden dem Leser in gleich umständlicher Genauigkeit vor Augen gestellt wie das Triptychon des Kölner Dombildes.

Im Mittelpunkte seiner Schilderung des Ausfluges nach Neapel steht der ausführliche Bericht über das Blutwunder des hl. Bischofs Januarius, dem er mit den Damen Karoline von Humboldt und Friederike Brun im Dom beiwohnte: ein Ereignis, das für den wundersüchtigen Konvertiten auch aus dem ganz subjektiven Empfinden erhöhte Bedeutung gewann, daß dadurch die Wahrheit der katholischen Lehre, die er so begierig aufgenommen, ihm aufs augenfälligste bestätigt wurde.

An Hinweisen auf die entzückenden Landschaftsbilder am Rhein, in der Schweiz, in Oberitalien, in Rom und Umgebung fehlt es den Reiseberichten nicht. Aber nur selten geraten ihm zusammenhängende und detaillierte poetische Gemälde; lieber ergeht er sich in Ausrufen des Staunens und der Bewunderung, er läßt zwischen den Zeilen seine Befriedigung über das Gesehene erraten. Was er in Prosa verschweigt, kann und soll in den zahlreichen Reisedichten nachgelesen werden; hier spricht er sein starkes Naturgefühl aus, hier gibt er seinen Empfindungen und Stimmungen zu verschiedenen Tageszeiten unter dem Eindrucke gewisser Licht- und Farbenreflexe in der Morgen- oder Abendbeleuchtung eines Gegenstandes oder einer Landschaft rhythmischen Ausdruck. Seine Gedichte, die mit besonderer Vorliebe für die südlichen Formen des Sonetts und der Kanzone sich an die Betrachtung von Gegenständen der bildenden Kunst knüpfen oder die Silhouette einer charakteristischen Landschaft (Burg und Stadt, Fluß und Wasserfall u. dgl.) in Versen zeichnen, gehören zum Allerbesten, was die romantische Dichtung jemals an naturbeschreibend-vergeistigter Poesie hervorgebracht hat, und verdienen eine spezielle Würdigung. Bisweilen geht seine liebevolle Naturbeschreibung

in mystische Naturbetrachtung über, z. B. beim Anblick des Meeres im Hafen von Genua (a. a. O. I. 174 f. und XIV. 117) oder der „Pissevache“, d. i. des Wasserfalls der Salanfe (ebenda I, 176 ff. und XIV. 134) und des Staubbachs in der Schweiz (I. 179 f. und XIV. 107).

Den Tagebüchern zufolge sprach er sich mit Freunden, wie in Coppet mit August Wilhelm Schlegel und in Rom mit Christian Schlosser, über den Katholizismus und sein mystisch-religiöses Liebessystem wiederholt aus; aber vergebens sucht man nach einer ausführlichen Darstellung, in der Art des anthropologisch-philosophischen Essays über das „menschliche Leben“¹⁾. An einer einzigen Stelle im Schweizerischen Tagebuch (Coppet) erörtert er in der Unterhaltung mit Schlegel seine Reflexionen über das Verhältnis des Universums und des Menschen zu Gott (A. Schr. XIV. 143 f.).

Von den außerordentlich gespannten politischen Zeitverhältnissen bringen seine Reiseberichte und Tagebücher auffallend wenig. Napoleon I. stand damals auf dem Gipfel seiner Macht; die deutschen Fürsten mußten sich dem Rheinbund anschließen, wenn sie nicht den Zorn des gewaltigen Eroberers auf sich laden wollten; bloß Österreich, Preußen, Braunschweig und Kurhessen blieben ihm fern. Schon streckte der Kaiser der Franzosen seine ländergierige Hand nach dem Kirchenstaat aus. Das päpstliche Gebiet wurde wie eine eroberte Provinz behandelt, Papst Pius VII. weilte als Gefangener in Grenoble, später in Savona. Die volkstreuen Deutschen empfanden diesen Zustand der politischen Vergewaltigung aufs schmerzlichste. Niemand durfte sein Mißfallen offen bekunden, patriotische Erhebungen, wie die des Buchhändlers Johann Philipp Palm, des Majors Schill und der Seinen, der Tiroler unter Andreas Hofer blieben vereinzelt, die geistigen Urheber büßten ihren aussichtslosen Widerstand mit Tod oder Verbannung. Nichts von alledem liest man in Werners fast täglichen Aufzeichnungen. Bloß versteckt und äußerst vorsichtig wird die düstere Zeitlage gestreift, so in den Gesprächen über Patriotismus im Freundeskreise der Madame Staël, der grimmigsten Feindin Napoleons,

¹⁾ Siehe Werner-Briefe 1914, Anhang I S. 377 ff.

und in oberflächlichen Hinweisen des rheinischen und römischen Journals; dort fällt ein blitzartiges Streiflicht auf Österreich, den einzigen Staat, der es, wenn auch fruchtlos, gewagt hatte, den Siegeszug des Franzosenkaisers aufzuhalten, hier wird man öfters durch die Namen der französischen Generale und durch allgemeine Bemerkungen daran erinnert, daß sich der Autor im okkupierten Lande befand.

Trotz dieser durch die Klugheit gebotenen Zurückhaltung vergaß Werner nicht seine deutsche Abkunft und verleugnete auch unter südlichem Himmel nicht sein patriotisches Empfinden und seine Anhänglichkeit an das preußische Königshaus. Dafür zeugen wiederum einige Gedichte, so die 1810 in Rom entstandenen „Italien“ (a. a. O. II. 3—13) und „Werners Klagen“ (ebenda S. 24—29); jenes bebt vom Schmerz über diese „Welttyrannei“, diese verleihen seiner Trauer über den Hingang der unvergeßlichen Königin Luise von Preußen, der er ein Exemplar des „Attila“ dediziert hat, ergreifenden Ausdruck.

Was das chapitre honteux seines Lebens, die sittlichen Verfehlungen, betrifft, soweit sie sich in den Tagebüchern verfolgen lassen, so reichen sie zeitlich bis in den ersten Monat des Jahres 1810. Am 9. Januar notiert er die letzte „Schäferstunde“. Vereinzelte sinnliche Bemerkungen fehlen auch später nicht. Man darf annehmen, daß sich Werner, der seit seiner Ankunft in Rom damals dem Übertrittsgedanken innerlich schon viel näher gekommen war, sowohl durch den Verkehr mit Konvertiten und solchen, die es werden wollten, als auch durch seine Bekanntschaft mit römischen Klerikern und durch eifrige Kirchenbesuche, nicht schon von dem obengenannten Datum an völliger Enthaltensamkeit befiß — im Beichtbrief an Overbeck sagt er: „Mein starker Feind war noch die Wollust, nicht in Thaten mehr (die habe ich durch Gottes Gnade schon seit den ersten Monathen des Jahres 1810 unterlassen), sondern in Gedanken; seit einiger Zeit habe ich durch Gottes Gnade auch diese meine schwersten Anfechtungen überwunden, und spühre sie fast gar nicht mehr, Hallelujah!“ (24. 6. 1814) —; denn diese begann erst nach der Lektüre von Goethes „Wahlverwandtschaften“; genauer infolge der blitzartigen Erleuchtung

durch jene Stelle, wo von Ottiliens Umkehr und sühnendem Entschlusse der „völligen Entsagung“ (Werke 20, 374) die Rede ist. Diesen Roman entlich er Anfang Februar von Frau von Humboldt¹⁾.

Vor diesem 9. Januar, wo er sich der Unanständigkeit solcher schriftlichen Mitteilungen bewußt wurde, so daß er sie in Zukunft unterließ, zeigt sich die Unbeherrschtheit seines Triebens nicht nur in der schamlosen Registrierung der einzelnen „Fälle“, sondern auch im Tenor dieser Niederschriften mit den umrankenden Nebenbemerkungen, zumeist körperlichen Schilderungen der weiblichen Opfer seiner Sinnenlust. Aber auch aus anderen Bemerkungen, die sich nicht auf das Sexualleben beziehen, erhellt die sinnlich reizbare Naturanlage des Tagebuchschreibers.

Die rücksichtslose Offenheit, ja der Zynismus Werners in sexuellen Bekenntnissen erinnern an die selbstgefällige Art, in der Jean Jaques Rousseau bei ähnlichen Schilderungen in seinen „Confessions“ (1781/88) schwelgt. Diese wirken, mögen sie auch echt und erlebt sein, sowohl durch die romanhafte Darstellung als auch durch das Gegengewicht der übrigen künstlerischen Vorzüge seiner Selbstdarstellung immerhin noch erträglicher als die kalendermäßigen Aufzeichnungen des deutschen Dichters. Der Vergleich von Werners Tagebüchern mit Rousseaus „Bekenntnissen“ ergibt interessante Tatsachen, worin sich das Verhältnis beider zum weiblichen Geschlechte spiegelt.

Beide sind mit Damen der vornehmen Gesellschaft in persönliche Fühlung gekommen. Was der Genfer Philosoph einmal von sich sagt: „Ich habe immer im weiblichen Geschlechte eine große tröstende Macht gefunden, und nichts mildert meine Niedergeschlagenheit in Zeiten der Trübsal mehr als das Bewußtsein, daß ein liebenswürdiges Wesen Teilnahme dafür

1) Siehe Tagebuch am 31. Jänner in A. Schr. XV. S. 49. — Werner-Briefe 1914, 2. Bd. S. 223 und „Unbekannte Briefe“ im „Hochland“, Februarheft 1930, S. 448. — Gedichte „Wahlverwandtschaften“ vom Jänner 1810 und „Abschied von Rom“, wo als terminus a quo der „Hornung achtzehnhundertzehn“ (der Februar) genannt wird (A. Schr. II. S. 24 und 85; vgl. Heinrich Düntzer a. a. O. S. 189 Anm.).

empfindet“¹⁾, das nämliche hat auch der seiner dritten Frau nachtrauernde und unfreiwillig geschiedene Ehegatte an sich erfahren und dankbar anerkannt. Man braucht nur an Werners freundschaftliches Verhältnis zu der Gräfin Tina Brühl, zu Sophie Sander, Johanna Rinck, Johanna Schopenhauer, Sophie von Schardt, Baronin Staël, Karoline von Humboldt u. a. zu denken. Der mündliche und schriftliche Verkehr mit gebildeten, geistreichen Frauen war ihm höchstes seelisches Bedürfnis; er machte sie zu Teilnehmerinnen an seinen poetischen Schöpfungen und beriet mit ihnen auch philosophische und religiöse Fragen. Manchen von ihnen erschloß er sein ureigenstes Wesen mit allen Licht- und Schattenseiten, er hatte kein Geheimnis vor ihnen. Er ließ sie in sein liebebedürftiges und seit dem Verluste der innig geliebten Frau Margarete unheilbar verwundetes Herz blicken. Kein Wunder, daß insbesondere die drei zuletzt genannten Frauen, durch seine kindlich vertrauende Offenheit gerührt, von tiefstem Mitleid für den heimatlosen, vereinsamten Mann und unglücklichen Weltfahrer ergriffen wurden, daß sie aufrichtige Tränen weinten, wenn sie ihn dann seine Gedichte oder Dramen vorlesen hörten und in so manchen beziehungsreichen Anspielungen den inneren Zusammenhang mit erschütternden Herzenserlebnissen des Dichters nicht mehr bloß ahnten, sondern vielmehr bestätigt fanden.

Ein schöner Zug seines Charakters spricht sich darin aus, daß er die trauliche seelisch-geistige Bindung mit edlen Frauen nicht in den schwülen Bannkreis seiner sinnlichen Leidenschaft zog; die Stimme des Blutes mußte schweigen, wo Geist und Gemüt so köstliche Labsal genossen. Es muß einmal zur Steuer der Wahrheit gegen alle Pharisäer und Verleumder betont werden, daß er weder ein herzloser Wüstling noch ein leichtfertiger Ehebrecher gewesen. Das Institut der christlichen Ehe stand ihm zu hoch, als daß er es gewagt hätte, mit kecker Hand die trennenden Schranken zu durchbrechen oder es sich nach der Frau eines anderen gelüsten zu lassen. Ebenso beugte er sich in achtungsvollster Ehrfurcht vor der weiblichen Reinheit und Un-

1) Deutsche Ausgabe von Konrad Wolter und Hans Bretschneider, Leipzig 1916, 1. Teil S. 208.

schuld in zarten Mädchenblüten, wie man an seinem mystisch-religiösen Verhältnis zur jungen polnischen Gräfin Cäcilie Choloniewska, brieflich mit dem Decknamen Alexis genannt, und zur Tochter Amalia des Wiener Rechtsanwalts und Notars Dr. Kaspar Wagner, seit ihrer Vermählung am 12. Juli 1830 Freifrau Pratobevera-Wiesborn (1805/57), und in einigen Briefen an Sophie von Schardt sehen kann. Im Hinblick auf sein in drei Ehen verpfushtes Leben klagt er in bitterer Wehmut, daß er sich durch Mangel an Selbstzucht den Weg zu einem stillen, friedlichen Eheglück verbaut habe.

Jedoch wo ihm die weibliche Tugend ohnehin schon brüchig schien, da ließ er seiner Sinnenlust freien Lauf, nicht ohne manchmal die Erfahrung einer Selbsttäuschung zu machen. Auch diese vergeblichen „Sturmattaken“ werden im Tagebuch angezeigt. Mädchen niederen, insbesondere dienenden Standes betrachtete er überhaupt als Freiwild; in diesem Zuge heidnischer und antisozialer Geringschätzung des weiblichen Individuums und Mitmenschen kann man die betrübendste Nachwirkung einer lockeren Jugenderziehung erblicken. Dagegen steht Rousseau, daß ihn Näherinnen, Kammerzofen und kleine Ladenmädchen nicht sehr lockten, wobei ihn nicht soziale Rücksichten, sondern ästhetische Erwägungen leiteten. Er hielt es in diesem Punkte nicht mit Horaz; sondern der gute Geschmack, das feinere Empfinden zog ihn zu „jungen Damen“ hin: „Es ist ganz und gar nicht der eitle Stolz auf Rang und Stand . . . es handelt sich nur um die Freude an besser gepflegtem Teint, an schöneren Händen, an anmutigerer Kleidung, an der Zierlichkeit und Sauberkeit der ganzen Erscheinung, an dem feineren Geschmack in der Art, sich zu kleiden und sich auszudrücken, an dem besser sitzenden Kleid, der zierlicheren Fußbekleidung, den Bändern, den Spitzen und den besser geordneten Haaren. Ich würde immer die weniger hübsche vorziehen, aber die, welche von alledem das meiste besitzt“ (a. a. O. I. Teil S. 186).

Werner ließ sich den während seines ersten Weimarer Aufenthaltes „zufällig herausgekommenen Fall“, den Goethes Freund, Heinrich Meyer, nach Düntzer (a. a. O. S. 120 f.) bei Frau Schopenhauer erzählte und der ihn vor der ganzen Öffentlichkeit

bloßstellte, zur Witzigung dienen; er nahm sich vor, namentlich wo er als Gast verkehrte, größere Vorsicht und Selbstbeherrschung zu üben. Darauf bezieht sich die Bemerkung am Schlusse der Aufzeichnungen in Coppet, daß ihm auch das Gesinde ein gutes Andenken bewahren werde (A. Schr. XIV. S. 150). Gegen gute Sitte und Anstand verstoßen am meisten jene Enthüllungen, wo er seine an manchen Tagen wiederholten Gänge in Freudenhäuser oder zu öffentlichen Dirnen erzählt und sogar mit gemeiner Sinnenfreude ausschmückt. In diesem Belange hat er wenigstens in der deutschen Memoiren-Literatur nicht seinesgleichen. Der Verfasser der „Confessions“ spricht mit nicht geringerer Ungeniertheit wiederholt von seinem geheimen Laster, aber er nennt es wenigstens eine „traurige Gewohnheit“. Von seinem Widerwillen gegen den Verkehr mit Dirnen macht er kein Hehl (a. a. O. I. 27 und II. 62); er gesteht sogar, daß ihm ein liederlich-lasterhafter Mensch nicht nur Verachtung, sondern auch Schrecken einflöße; aber auch er verzeichnet zwei „Fälle“ während seines anderthalbjährigen Aufenthaltes in Venedig.

Werner ermangelte schon als junger Mensch, als er 23jährig und Abkömmling einer der ersten Familien Königsbergs eine Dirne coram publico vom Bordell weg zum Traualtare führte¹⁾, vollständig des Gefühls für eine anständige, charaktervolle Lebensführung. Während seiner Dienstzeit in den preußischen Provinzen Polens mag er es teils allein, teils im Bunde mit gleichgearteten Lebemännern toll genug getrieben haben. Nach der Trennung seiner dritten Ehe wird er sich aus Verzweiflung in das frühere Lasterleben gestürzt haben. Davon geben die Tagebücher noch einen Begriff. Auch nach seiner Bekehrung findet man im römischen Tagebuch vereinzelte Erwähnungen von psycho-physischen Symptomen des Sexuellen, die ein Mann von lauterem Charakter niemals schriftlich preisgibt, sowie öfters von „Mädchenprügeleien“, scil. unter Weibern gewisser Sorte, die seinen festen Vorsatz manchmal auf eine harte Probe ge-

1) Arthur Warda: „Zach. Werner in der Kgl. Deutschen Gesellschaft“, Sonntagsblatt der Königsberger Hartungschen Zeitung 1923, Nr. 47, 3. Bl. vom 25. Februar, und Werner-Briefe 1914, Einleitung S. 16 ff.

stellt zu haben scheinen und das Nachwirken seiner sinnlichen Reizbarkeit bestätigen. Solche Äußerungen müssen aber jetzt unter einem anderen Gesichtspunkte betrachtet werden: er wollte sich von solchen Dingen zur Selbstverdemütigung Rechenschaft geben, die, ein sprechendes Zeugnis der menschlichen Schwachheit und Unvollkommenheit, wohl geeignet sind, den Menschen vor Geisteshochmut und Tugendstolz zu bewahren.

Wie Rousseau hat sich auch Werner bei der Abfassung der Tagebücher zu rücksichtsloser Offenheit verpflichtet gefühlt. „Meine Bekenntnisse“, so schreibt jener, „stehen natürlicherweise zu denen vieler anderer Leute in engster Beziehung; ich spreche die einen wie die andern in allem, was mich angeht, mit gleicher Offenheit aus, da ich glaube, daß ich gegen niemanden größere Rücksichten zu beobachten brauche, als ich auf mich selbst nehme, obwohl ich freilich viel mehr nehmen möchte. Ich will immer gerecht und wahr sein, von andern so viel Gutes, wie mir möglich ist, und Übles nur dann sagen, wenn es mich betrifft, oder wenn ich zum Sprechen gezwungen bin“ (a. a. O. II. 179). Auch Werner will die Wahrheit nicht verheimlichen oder zu seinen Gunsten verschleiern. Er redet darum ebenso offen von den eigenen Verfehlungen, wie er auch die Gesellschaft von Genossen auf den Irrwegen der Sünde nicht verschweigt. Sicherlich dachte er dabei mit Rousseau — „wenn ich Herr über mein Schicksal und das dieser Schrift wäre, so würde sie erst lange nach meinem und nach ihrem Tode das Licht der Öffentlichkeit erblicken“ (ebenda) —, daß seine Bekenntnisse nicht geschrieben wurden, um bei seinen Lebzeiten oder während die darin genannten Personen noch am Leben sind, veröffentlicht zu werden.

Aber nicht nur beschämende Niederlagen, sondern auch glücklich bestandene Kämpfe mit seiner sinnlichen Natur werden dem Tagebuch in gleicher Aufrichtigkeit anvertraut, wie sie auch Rousseau aus seinem Erleben erwähnt¹⁾. Solche Selbstüberwindungen, allerdings nicht aus edlen, sittlichen Beweggründen, ereigneten sich auch in Werners „liederlicher“ Zeit; darauf kann man Rousseaus Wort anwenden: „So groß ist die

1) A. a. O. I. Teil S. 347—357 und 2. Teil S. 239 f.

menschliche Schwäche, daß man zu den guten Handlungen auch die Unterlassung der schlechten zählen muß, die man zu begehen versucht war.“ Nach seiner Konversion konnte er auf wiederholte Siege über sich selbst wiederholt hinweisen, die aus seinen neuen sittlichen Grundsätzen entsprangen und um so höher einzuschätzen sind, als er noch lange Zeit an schweren Versuchungen litt.

Wie so manche seiner ausführlichen Briefe, die das gewöhnliche Ausmaß weit übersteigen, so enthüllen uns auch die Tagebücher lückenlos sein inneres und äußeres Leben. Seine literarische Beschäftigung während dieser Jahre, seine seit der Kindheit gepflegte Neigung für Schauspiel und Oper, seine Mitwirkung, um einen geselligen Kreis durch den Vortrag eigener Gedichte, durch Vorlesung eigener und fremder Dramen, durch Klavierspiel oder durch Teilnahme an Gesellschaftsspielen zu beleben und zu unterhalten, sein Umgang mit bevorzugten Freunden oder bloß Bekannten und mit Fremden, gemeinsame und alleinige Besuche von Kunstsammlungen, Theatern, öffentlichen Veranstaltungen, wie Kirchenfesten, Akademien und Bällen, seine Lektüre deutscher und fremdsprachlicher Werke, sein Interesse für altdeutsche und romantische Dichtung, seine Anteilnahme an Fragen der Erziehung und des Unterrichts, seine Urteile über Zeitgenossen, Dichter und Bücher, endlich der ganze Umfang seiner religiösen Entwicklung: all das lebt in diesen Aufzeichnungen fort; durch ihren mannigfaltigen persönlichen, literarischen und zeitgeschichtlichen Inhalt, durch die eigenartige Form der Darstellung, durch manches kernige Wort und manche humoristische Stelle bilden sie eine anregende Lektüre auch für denjenigen, der diesem zweifellos interessanten Menschen fernsteht.

Wie Karl August Varnhagen und Friedrich von Gentz mischt auch unser Dichter in seine Berichte gern allerlei Anekdotenhaftes, Histörchen und unverbürgte Geschichten, auch solche pikanten Inhalts, an deren Stelle im römischen Tagebuche Wundererzählungen und Legenden treten. Wie der Publizist Gentz, bekanntlich ein Feinschmecker, verabsäumt er nicht, Ort und Zeit der körperlichen Erfrischungen, ja sogar die Be-

III Werners Tagebücher.

schaffenheit des Genossen genau anzugeben. Werner war ein unermüdlicher Besucher des Kaffeehauses. Dergleichen Mitteilungen materieller Natur unterstreichen in Anbetracht ihrer Ausführlichkeit und öfteren Wiederholung, was auch sonst von seinem Wesen bekannt ist: eine den Tafelfreuden und überhaupt sinnlichen Genüssen nicht abgeneigte, ja kindhaft genäschtige Natur.

Seine bedeutende dichterische Persönlichkeit, die just in den Berichtsjahren im Scheitelpunkte ihres Ruhmes stand und wenigstens damals fast unbestrittenes Ansehen genoß, brachte ihn leicht und rasch mit der besten Gesellschaft in enge Beziehung, erschloß ihm die Gesellschaftszimmer der fürstlichen und adeligen Häuser und vornehmen Welt und erleichterte die Bekanntschaft mit Männern der Dichtung, bildenden Kunst und Wissenschaft. Seine Genialität ließ andere über die Vernachlässigung des äußeren Menschen hinwegsehen und die Verschrobenheiten und Schwächen seines Charakters vergessen.

Wir begleiten den seltsamen Menschen und Dichter von hohen Graden an der Hand seiner Reisebücher auf den Wanderungen durch die große Welt. Wir sehen mit Schrecken, wie er, ein Opfer schwerer Erziehungsfehler und mit einer starken sinnlichen Anlage belastet, durch schmerzliche Erfahrungen und Verluste gebeugt, gefährliche Irrwege wandelt bis an den Rand des Verderbens. Wir verfolgen dann mit Genugtuung, wie er, knapp vor dem Zusammenbruch, den letzten Rest seiner sittlichen Kräfte mannhaft zusammenfaßt und sich aus dem hoffnungslosen Zustande des Sichttreibenlassens zu einem wagemutigen, opferreichen Entschluß aufrafft, und gewahren schließlich mit innerer Teilnahme, wie der wackere Kämpfer auf neuen Bahnen zu einem hehren Lebensziele langsam und sicher fortschreitet.

Die vier Teile der Tagebücher Werners weisen keinen einheitlichen Charakter auf, die Darstellungsform wechselt sogar innerhalb jedes einzelnen Teiles. Die Verwandtschaft mit der Goetheschen Form, Mitteilung des Tatsächlichen, wird im Anfang des schweizerischen, in einem großen Teile des rheinischen und auch noch teilweise im italienischen Tagebuch leicht er-

kennbar. Die Fülle der Einzelheiten bei Werner erinnert an Goethes Mitteilungen von Reisen und Kuraufenthalten, die, zum Unterschiede von seinen trockenen, geschäftsmäßigen Eintragungen in den Weimarschen Tag- und Jahreshften, die ausführliche Schilderung von Land und Leuten mit einer warmen persönlichen Note vereinigen. Werners Berichte variieren in der äußeren Form der Mitteilung; oft begnügt er sich mit der trockenen Aufzählung und Aneinanderreihung von Einzelheiten, an anderen Stellen liebt er die zusammenhängende Darstellung in Sätzen. Ausführlich gerät das römische Tagebuch an manchen Tagen, besonders im zweiten uns erhaltenen Abschnitte, wo er nicht bloß nebensächliche Verrichtungen, wie das Ankleiden, Rasieren und Wäscheherausgeben, notiert, sondern auch die übrigen Mitteilungen in erzählende Form kleidet. Aber auch in diesen Partien wird bisweilen der Stil zerpfückt und abgerissen; neben falschen Kasusverhältnissen zeigen sich stilistische Härten, ja grammatische Verstöße im Satzbau und -gefüge, auch Mundartliches mischt sich ein. Mögen auch einzelne Mängel dem Herausgeber zur Last fallen, so läßt sich doch eine gewisse Vernachlässigung des Formellen nicht leugnen. Sie kann teils mit der Eilfertigkeit des Schreibers begründet, teils dadurch erklärt werden, daß der Verfasser diese Tagebücher bloß pro domo anlegte und deren Veröffentlichung kaum beabsichtigte. Das muß namentlich bezüglich der drei Reiseberichte angenommen werden; diese hätte er, wie mit Sicherheit aus dem sonstigen gewissenhaften Verhalten des Priesters zu erschließen ist, niemals ohne Überarbeitung, d. h. wenigstens Tilgung der unziemlichen Stellen, der Öffentlichkeit übergeben. Vielleicht dachte er an die spätere Bekanntmachung des römischen Tagebuches, jener Abschnitte von seiner Bekehrung an, die manchem Zeitgenossen von ähnlicher Seelenverfassung zur Erbauung und Richtschnur dienen konnten. Die mit den Jahren wachsende Kränklichkeit, insbesondere seit der lebensgefährlichen Erkrankung im Winter 1817, sowie seine zahlreichen geistlichen Verpflichtungen und Aushilfen als gesuchter Kanzelredner mögen ihn an der Verwirklichung dieser Absicht gehindert haben.

Wie für Varnhagen und Gentz bildete auch für Werner das Schreiben am Tagebuch einen regelmäßigen Teil seiner Tagesarbeit; selten läßt er einen Tag ohne Notizen vorübergehen. Diese Gepflogenheit kam einerseits den Mitteilungen selbst zugute, die dadurch an lebendiger Frische gewannen und im Leser den Eindruck der Unmittelbarkeit hinterlassen. Andererseits wird durch diese Übung die Beantwortung der Frage erleichtert, ob das Tagebuch für ihn ein Mittel der Selbsterziehung war. Durch die ununterbrochene Arbeit am Tagebuch, diese tägliche Rechenschaft vor sich selber, kam eine gewisse Ordnung und Regelmäßigkeit in das äußere Leben des allgemein als unordentlich verrufenen Dichters, der sich vorher damit begnügte, in allerdings oft sehr langatmigen Briefen seinen näheren Bekannten über sein Tun und Treiben Aufschluß zu geben; manche Briefe an Hitzig, Scheffner, Goethe, Gräfin Brühl, Sophie von Schardt u. a. sind nichts anderes als tagebuchartige Eröffnungen und Rückblicke.

R. M. Meyer erwähnt in seiner Studie über das Tagebuch den Satz des Melker Benediktiners und Lehrers des Dichters Friedrich Halm Michael Enk von der Burg aus dem Jahre 1829, daß das Tagebuch für Schwächlinge, zur Selbstverweichlichung geneigte Menschen „ein eigentlicher Sündenbock ist, mittelst dessen sie sich jeden Abend mit ihren Schwächen, Fehlern und Thorheiten auf bequeme Weise abfinden; ein weiches Kissen der Selbsttäuschung, in welche sie sich jeden Abend ohne viel Mühe aufs neue hineinschreiben, um im Schlafen keine bösen Träume zu haben.“

Das trifft bei Werners Reiseschriften nicht zu, weil er sich darin nicht mit seinem Ich, seinen Empfindungen, Stimmungen und Sehnsüchten abgibt, weil er das Moralische überhaupt unberücksichtigt läßt, sondern sich nur an die wirklichen Erlebnisse hält. Nur an zwei Stellen des rheinischen Berichtes (am 8. und 29. Juni 1809) gönnt er dem Leser einen Blick in sein Innenleben mit jenen Stoßseufzern voll Resignation über sein haltloses, verfehltes Dasein und seine Seelenarmut. Der Teil des römischen Tagebuches aber, der in der Zeit nach seinem Konfessionswechsel entstand, stellt nicht nur ein moralisches Krank-

heitsjournal dar, eine mit gewissenhafter Sorgfalt Tag für Tag geübte Erforschung seines Seelenzustandes, sondern man kann daraus auch seine langsamen, allmählichen Fortschritte auf dem Wege der inneren Läuterung und seelischen Vervollkommnung entnehmen.

Auch der eiteln Selbstbespiegelung kann er als Tagebuchschreiber nicht bezichtigt werden, es sei denn, daß jemand die wenigen leicht verständlichen und entschuldbaren Äußerungen anderer über ihn, ihre Bekundungen von Teilnahme und Freundschaft, ja der Freude über den Umgang mit ihm, oder die auch nicht gerade häufigen Beifallsbezeugungen der Zuhörer beim Vortrage eigener Dichtungen ihm böswilligerweise ankreiden wollte. Ebenso entging er der allgemeinen Gefahr des Kokettierens mit dem Leser, der so viele Tagebuch-Schriftsteller unterliegen, die mit der bewußten Absicht auf die Veröffentlichung ihrer Memoiren bald mehr, bald weniger deutliche kritische Seitenblicke auf die eigenen Zeitverhältnisse und die Um- und Mitwelt werfen. So war für ihn das Tagebuch zweifellos ein Erziehungsmittel sowohl zur vernünftigen Disposition der täglichen Obliegenheiten, zur Erzielung einer gewissen Lebensordnung, als auch Zeugnis und Gradmesser seiner Seelenlage, ein Prüfstein für das bereits Erreichte und das Erstrebenswerte, um zum sittlich-religiösen Ideal zu gelangen.

Werners Tagebuch-Fragmente wurden erstmalig durch den Hallenser Universitätsprofessor Friedrich Karl Julius Schütz, von dem auch die unerfreuliche „Biographie und Charakteristik“ des Dichters in der Einleitung zum 14. Bande der „Ausgewählten Schriften“ (S. 3—82) stammt, zum Druck befördert. Er waltete seines Amtes als Herausgeber in einer so unglaublich sorglosen, ja schleuderhaften Art — nicht mit Unrecht betont der ihn betreffende Artikel der Allgemeinen Deutschen Biographie (33. Bd. S. 117 ff.) seine literarische und journalistische „Geschäftigkeit“ —, daß man, selbst die Unzulänglichkeit der damaligen kritischen Hilfsmittel zugegeben, darüber nur staunen kann. Der Herausgeber des Neudruckes hat mit wahrer Lammesgeduld diesen Augiasstall von Lese- und Druckfehlern einigermaßen zu reinigen versucht. Es schwebt über

den Werken dieses zu seiner Zeit hochangesehenen Dichters ein wahres Verhängnis. Auch seine „Poetischen Werke“, vor allem die ersten drei Bände der „Gedichte“ in der Grimmaschen Ausgabe hätten längst einer kritischen Neubearbeitung bedurft.

Die Handschriften von Werners Tagebüchern scheinen bis auf einen geringfügigen Rest des rheinischen Reiseberichtes, den der Herausgeber vor Jahren im Stifte Neuburg bei Heidelberg, damals im Besitze des Freiherrn Alexander von Bernus, fand, und mit Ausnahme der wenigen Bruchstücke aus Werners Nachlaß (Aufzeichnungen über *Exercitia spiritualia* und einige religiöse Gedichte), derzeit im Besitze des Hofrates Freiherrn Dr. Felix von Haßlinger in Maria-Enzersdorf, spurlos verlorengegangen zu sein. Jener Bericht Werners mit einer Anzahl von Gedichten, im Jahre 1809 und vermutlich eigens für seine weimarischen Freunde verfaßt, erscheint hier zum erstenmal nach der Handschrift gedruckt. Die Enzersdorfer Fragmente des Römischen Tagebuches sind hier Nachdruck.

Die im Grimmaschen Erstdrucke vorhandenen Fehler stammen aus verschiedenen Quellen. Manche Unrichtigkeiten fallen dem Berichterstatter selbst zur Last, teils wegen Flüchtigkeit der Niederschrift, teils wegen der Gewohnheit, Personen- und Ortsnamen bloß nach dem Hörensagen oder nach der vulgären Aussprache zu übernehmen. Zu diesen formellen Inkorrektheiten kommen noch die materiellen Mängel, die entweder auf Vergeßlichkeit und Verwechslungen beruhen oder auf sein Streben zurückzuführen sind, möglichst viel interessantes Detail ohne Nachprüfung zusammenzutragen; schließlich irrtümliche Ansichten der damaligen Zeit, besonders auf dem Gebiete der Geschichte bezüglich einzelner Ereignisse und auf dem der Kunstgeschichte hinsichtlich der Entstehung und der Urheber mancher Kunstwerke. Schütz aber nahm sich nicht die Mühe, den ihm vorliegenden handschriftlichen Wortlaut zu überprüfen; er verschuldete sogar neue Fehler einerseits durch oberflächliches Lesen der stellenweise allerdings schwer zu entziffernden Original-Handschrift, andererseits durch mangelhafte Überwachung des Druckes.

Einzelheiten des Tagebuchtectes werden in den ausführlichen Anmerkungen aus zeitgenössischen Quellen (Briefen, Tagebüchern und Reisebeschreibungen), älteren und neueren Geschichtswerken und Reisehandbüchern erläutert. Um dem Leser die Benutzung des Kommentars in Anbetracht seines größeren Umfanges zu erleichtern, mußte er, statt wie üblich „unter dem Striche“ des Textes, zusammenhängend, gleichsam als Beilage, gedruckt werden. Es war in einzelnen Fällen schwierig, ja sogar unmöglich, wenn der Text keine näheren Angaben als bloß den Familiennamen einer Persönlichkeit enthielt, nähere Nachweise zu erbringen. Allen aber, den P. T. Instituten und Archiven sowohl als auch den einzelnen Mitarbeitern, die den Herausgeber durch zweckdienliche Unterstützung oder beratend gefördert haben — ihre Namen erscheinen in den Anmerkungen in eckiger Klammer —, sei hiemit geziemender Dank abgestattet.

Teplitz-Schönau, im Herbst 1939.

O. F.

